Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

6 (10.2.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

21. Fortsetzung

Als Philipp Appeldorn vom Lokaltermin am Brüderwaldweiher heimwärtszog, hatte er das verschwommene Gefühl, beim Untersuchungsrichter ins Hintertreffen geraten zu sein; er war in seiner Haltung ohnedies beeinträchtigt gewesen durch das Gefühl, daß Eusebius tatsächlich jenen geheimnisvollen Brief an den Landrat aufgegeben und, ganz wie er gedacht, bis zur Absendung überwacht hatte. Nun waren Landrat und Gericht zwar zwei grundverschiedene Einrichtungen, aber für die Beschwerde über einen Bürgermeister war der Landrat schon die richtige Stelle. Und wer konnte wissen, wie Landrat und Untersuchungsrichter auf einander abgestimmt waren? „Christian", sagte Appeldorn zum Postmeister, der neben ihm ging, wenn auch unter einem eigenen Regenschirm, „der Zeller ist ein Stein zu meinem Grabe." — „Man braucht nur einen einzigen Stein", nickte Kappel, „der Zeller hat dich vor dem versammelten Gerichtshof angegriffen, das muß wahr bleiben." — „Und der Knoll bringt nichts heraus", klagte Appeldorn, „unsere Polizei ist schlecht. Der Knoll muß ersetzt werden." — Postmeister Kappel unterdrückte die Bemerkung, daß dann die Erziehung der jungen Geschlechter schwieriger werden würde, der Polizeisergeant war als Kinderschreck auf keinen Fall wegzudenken aus Gaggenberg. „Man muß das sehr überlegen", sagte er, „allerdings hast du recht, Ordnung muß sein. Ich spreche nicht gerne davon, Philipp, aber die Zustände auf der Promenade spotten jeder Beschreibung." — Appeldorn bewegte den Schirm stürmisch auf und nieder, was Erregung und Mißfallen andeutete. „Die Promenade laß in Ruh'", warnte er. „Die Bürger müssen einen Ort zur Erholung haben." — „Ach nein", beharrte der Postmeister, „wenn ich Bürgermeister wär', Philipp, dann würde ich eine . . . wie nennt man das? . . . eine Razzia veranstalten, bei Dunkelheit." Er machte eine Pause. „Philipp", fuhr er eindringlich fort, „es gibt auch bei uns erwachsene Personen, die einen Denkzettel verdient hätten." — Appeldorn antwortete nicht; er war in tiefes Nachdenken versunken. Postmeister Kappel hielt das für ein gutes Zeichen und schwieg auch. Dann aber, kurz vor der Stadt, erklärte der Bürgermeister: „Mach' mir den Kopf nicht heiß, Kappel, ich will die Bürger in Ruhe lassen. Aller Streit kommt von den Neuen." — „Auch die Neuen sind deine Kunden", antwortete der Postmeister mit einem Versuch zum Ausgleich. — „Auf die kann i ch verzichten", lachte Appeldorn. „Wieviel sind's denn? Auf die kann ich verzichten."

Als Appeldorn zuhause anlangte, empfing ihn Frau Julie schon mit zusammengelegter Stirn: sie hatte von andern, die früher zurückgekehrt waren, gehört, daß der Richter den Bürgermeister über die kalte Schulter behandelt hatte. „Da siehst du ja, was du anrichtest in deiner Schlauheit", sagte sie bissig. „Ich kann sagen, was ich will, alles ist falsch." — „Was hast du denn gesagt?" begehrte Appeldorn auf, „von der Ursel hast du gesagt, sie hätte und sie müßte und sie sollte . . ." — „Ich habe mit Ursel gesprochen", erklärte Frau Julie. — „Das hast du?" Der Bäckermeister wurde wild. „Das hast du? Machst du nun das Kind total verrückt? Wer ist denn der Zeller? Ein hergelaufener Erbe . . ." — „Aber ein Erbe, Philipp", sagte Frau Julie spitz. „Geh' in die „Linde", Mann, damit du auf bessere Gedanken kommst." Appeldorn richtete sich auf und sah seine Frau an. „Du", nickte er versöhnt, „das ist ein Einfall." Und anstatt am Abend an den Tisch der Honoratioren zu gehen, besuchte er abermals Griselde, die sein Trost war. Aber Griselde, die ihre Mutter haßte und den Mann verehrte, der bezweifelte, ihr Vater zu sein, empfing ihn mit Unfreundlichkeit. „Mein Lieber", sagte sie, „du kannst machen, was du willst, aber dem andern kannst du doch nicht das Wasser reichen." — „Wer ist der andere?" erkundigte sich Appeldorn ahnungslos. — „Sieh mal, Philipp", nickte Griselda, die heute besonders schön war, weil sie sich viel Mühe mit sich selbst gegeben hatte, „wenn du auch Bürgermeister bist, du bist doch immer der Bäcker, nicht wahr?" — „Wovon redest du eigentlich?" fragte Appeldorn. — „Ich rede von Herrn Zeller", erwiderte Griselda. — „Du kennst ihn ja gar nicht", fuhr Appeldorn auf. — „Aber er gefällt mir", behauptete die Hebe der „Linde", „und er scheint allen Leuten zu gefallen, bloß nicht dir. Sei kein Narr, Philipp." — „Griselda", sagte Appeldorn sehr ernst und gefaßt, „misch' dich nicht in mein Amt." — „Was geht mich dein Amt an, Bürgermeister", lachte Griselda, „alle Leute wissen, daß Zeller sich über dich beschwert hat, mit einem eingeschriebenen Brief. Und heute hat dich der Richter abfallen lassen . . ." — „Was weißt denn du vom Richter?" grollte Appeldorn, der jetzt ernstlich gekränkt war. Aber da er die verführerische Griselda so dicht vor sich hatte, hielt die Kränkung nicht länger als einen Augenaufschlag an. „Wir sprechen noch davon, Mädle", sagte er versöhnlich. „Die Frau liegt mir schon in den Ohren, sie will die Tochter, das unschuldige Kind, mit diesem Kerl verkuppeln . . ." — „Ach, Philipp", lachte Griselda, „dazu ist es zu spät." — „Zu spät, wieso?" — „Der Herr Zeller hat sich doch mit der Hertlings-Rose verlobt." — „Er geht mit ihr", korrigierte der Bäcker die Mitteilung. — „Sie tragen seit gestern Ringe", widersprach Griselda. „Sie haben sie beim Oberbach zusammen gekauft." — „Und das weiß ich nicht, das weiß ich nicht", klagte Appeldorn zerknirscht. „Das weiß ich als Bürgermeister nicht. Was ist das für eine Polizei? Wozu ist der Knoll denn auf der Welt, diese . . . diese verfluchte Schlafmütze." — „Bis nachher, Philipp", sagte Griselda und ging zur Theke zurück.

Ueber Peter Knolls Haupt zog sich das Gewitter zusammen und der Aermste merkte nichts davon. Philipp Appeldorn vergaß den Grimm nicht. Und zum Ueberfluß wurde er am nächsten Morgen unsanft aus dem Schlaf geklingelt: Dr. Kremlin war am Telefon und meldete, daß die Zustände in Gaggenberg offenbar immer unsicherer würden, denn der Holzknecht Georg Eschach sei in der Nacht von einem unbekannten Wegelagerer auf der Promenade angefallen, mißhandelt und schwer verletzt worden. Appeldorn stand im langen Nachthemd am Apparat im Flur seines Hauses, ihn fröstelte. „Auf der Promenade?" fragte er. Ihm fiel ein, daß der Postmeister gerade gestern eine Razzia auf der Promenade verlangt hatte. „Wie kommt der Holzknecht Eschach denn auf die Promenade?" — „Appeldorn", sagte der Arzt mit mildem Tadel, „die Sägemühle liegt doch an der Promenade." — „Trotzdem, trotzdem!" widersprach er. „Und der Eschach ist doch ein starker Mann. Der haut doch jeden Baumstamm in Stücke." — „Das kann ich nicht beurteilen", erwiderte Dr. Kremlin. „Bizeps und Thorax sind gut ausgebildet und haben eine vortreffliche Polsterung, aber vielleicht gibt es Wegelagerer, die ihm über sind. Er geniert sich auch, dieser Athlet, und will keine Anzeige machen; aber ich habe mir gedacht, du bist für die Ordnung verantwortlich und mußt es wissen. Die Sache muß untersucht werden. Was kann sonst alles passieren, gerade auf der Promenade." — „Ja", sagte Appeldorn entschieden, „über die Promenade halte ich meine schützende Hand, Albert. Der Peter Knoll soll mir dafür gutstehen." Er hängte den Telefonhörer auf den Haken und huschte ins Schlafzimmer zurück. „Was gibt's denn?" fragte Frau Julie. — „Ueberfall auf den Holzknecht Eschach aus der Sägemühle", berichtete Appeldorn. „Dr. Kremlin war am Apparat, Eschach schämt sich, Anzeige zu machen. Aber das laß' ich mir nicht bieten." — „Du dir, wieso du dir?" verwunderte sich Frau Julie. — Philipp Appeldorn gab keine klare Antwort. „Die Anzeige m u ß kommen", sagte er entschlossen, „und i c h werde den Strolch festnehmen."

Zwei Stunden später befand er sich mit dem Polizeisergeanten Peter Knoll und dem Ratschreiber Röt auf dem Wege in die Sägemühle. Von St. Konrad aus bogen die drei Männer hinter Moschelins Pfarrhaus in den Fahrweg an der Gagge ein, die zum Einbacherschen Sägewerk führte. Die Schleuse war hochgezogen, das Wasser der Gagge strömte friedlich unter dem großen Mühlrad hindurch; die Säge feierte. Frau Einbacher kam den Besuchern auf dem Mühlensteg entgegen; sie schien zu erraten, was die Behörde wollte. „Ach, Appeldorn", sagte sie weinerlich, „das ist ein Unglück, — das ist ein Unglück." — „Wir werden schon dahinter kommen", versprach der Bürgermeister siegesgewiß, „wo liegt denn der Eschach?" — „In seiner Kammer", gab Frau Einbacher zur Auskunft. „Er war bei Morgengrauen beim Kremlin, er wagt sich ja nicht auf die Straße." — „Jeder kann überfallen werden", tröstete Appeldorn. „Wir müssen energisch vorgehen, und darauf versteh' ich mich. Den . . . den Unhold werde ich fassen und dem Gericht übergeben." — „Wir kommen vom Gericht nicht mehr los", klagte die Müllerin, „hat es uns erst, dann hat es uns ganz beim Wickel." — Die drei Herren waren vor der Kammer des Holzknechts angelangt, die Tür führte direkt ins Freie, in die Anlage, in der die Promenade hier mündete. Appeldorn trat ein, ohne anzuklopfen; Formalitäten konnte er sich schenken, er war die Behörde. „Na, Eschach —?" begann er und sah sich im kleinen Raum um. Das Bett stand an der hinteren Querwand und auf dem bunten Kopfkissen lag ein verbundenes Etwas, das kaum die menschlichen Augen erkennen ließ. „Das ist ja ein ordentlicher Verband", sagte er bewundernd, — „wo tut's denn weh, mein Guter?" Ja, richtig, außer den Augen waren auch der Mund und der Unterkiefer frei, Eschach konnte also sprechen. Weit unten, auf der Bettdecke, lagen die Hände des Holzknechtes, zwei riesige Holzfällerpranken, braun und schwarz. Du lieber Pankratius, dachte Appeldorn, bei solchen Händen ist der Mann verprügelt worden? „Wie war denn die Geschichte?" fuhr der Bürgermeister fort, ohne eine Antwort auf seine Frage abzuwarten. „Ratschreiber, setz dich da ans Fenster und schreib alles auf. Und du, Knoll, strengst dir deinen Grips auch ein wenig an. Denk' an die Uniform. Also, Eschach, erzählen Sie? Wann war das? Wie geschah es? Wie sah er aus? Womit schlug er zu? Kam er von vorn, von hinten? Und warum waren Sie draußen? Oder kam er herein? . ."

Fortsetzung folgt!

Zwischen Rhein und Schwarzwald

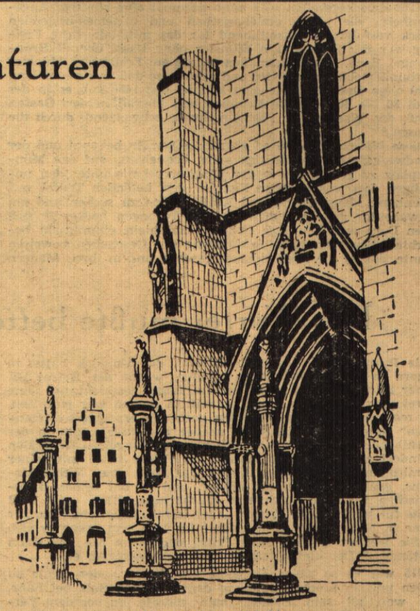
Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 10. Februar 1951 | Nummer 6

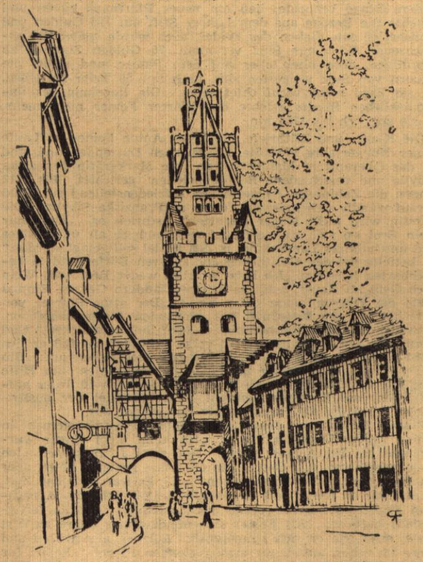
Alt–Freiburger Miniaturen

Von Richard Fahr-Til

Das Bild des alten Freiburg, so wie es von uns Nachlebenden übernommen wurde, gleicht einem Mosaikbild, zusammengesetzt aus lauter bunten Steinchen, bestehend aus Erinnerungen, Urkunden, Bauten, zeitgenössischen Schilderungen und historischen Tatsachen, deren sinnvolle Zusammensetzung uns Aufschluß gibt über die Entstehung des Freiburger „genius loci", wie er heute noch, — trotz Bombennacht und Kriegsfolgen, lebendig geblieben ist. Oft nur scheintot, um heute wieder, fröhliche Urständ feiernd, auf neuerrichteten Baugerüsten umherzugeistern. Er spukt zwischen den Trümmern alter, unvergeßlich gebliebener Weinstuben am Münsterplatz, besucht auf einen Sprung den alten Turmwächter auf luftiger Höhe und taucht im Gewühl einer noch erhalten gebliebenen Gastwirtschaft, gegenüber der Südflanke des Münsters unter, hält dort kurz Umschau, schlüpft unbeschauen unter den Tischen durch und landet mit einem Sprung überraschend mitten auf einem großen, schwereichenen, blankgescheuerten Tisch, wo Einheimische und Fremde gemeinsam den in buntettiketierten Flaschen gebannten flüssigen Sonnenschein der Landschaft einer fröhlichen Untersuchung unterziehen. Da sitzt er und lacht jeden in der Runde freundlich an, ohne sich lange wenden und drehen zu müssen, denn er hat tausend Gesichter und doch nur eines. Und noch nie hat dieses Gesicht den vergrämt, der es einmal im Leben richtig gesehen. Sobald er der Stadt an der Grenze von Gebirge und Ebene, der Stadt des Waldes, Weines und der Gotik Anton Fendrichs, den Rücken gekehrt hat, läßt



Münstervorhalle



Schwabentor

ihn die Sehnsucht nach ihr immer wieder den Wunsch zur Wiederkehr im Herzen aufsteigen. Tausendfältig sind die Erinnerungen seit den Anfängen der Stadt und eines Menschen Leben würden kaum ausreichen, sie alle zu sammeln und weiterzugeben an die, die nach uns sein werden. Denn den Geist der Heimat begreifen, heißt, zuerst seine Entstehung begreifen lernen.

Vor dem Hauptportal des Freiburger Münsters war einst das Herz Alt-Freiburgs, und wenn die „Hosanna", die große Blutglocke, ihre dumpfe, mahnende Stimme ertönen ließ, versammelten sich hier die vierundzwanzig Malefizrichter mit den Obristmeistern der Zünfte als Hüter der Freiburger Verfassung. A der südöstlichen Ecke des Kapfererhauses, direkt gegenüber dem Münsterportal, soll das sogenannte „hüslin" gewesen sein: ein Erker, von dem aus Ratsbeschlüsse und Verordnungen an die Bürger bekanntgegeben, d. h. mit lauter Stimme ausgerufen wurden.

Am heutigen Haus zum Geist, gegenüber dem gegenwärtig sich im Wiederaufbau befindlichen „Basler Hof", war ebenfalls ei Erker, von dem aus zwei oder drei Mitglieder des Rates der Stadt, von einem Stadtknecht begleitet fleißig Ausschau hielten, ob nicht etwa einige Bürger nach Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes noch ein kurzes Plauderstündchen abhielten. Wer dabei erwischt wurde, zahlte ein Pfund Rappen Freiburger Münze. Daß die Herren Räte gut aufpaßten, hatte nicht zuletzt seinen Grund in der Bestimmung, daß die Aufpasser zwei und die Armen des Spitals ein Drittel der eingegangenen Strafgelder erhielten, alles in allem, eine einträgliche, sonntägliche Nebenbeschäftigung. Im Erdgeschoß des gleichen Gebäudes befanden sich außerdem die Verkaufsgewölbe der Tuch- und Lederwarenhändler und in der Vorhalle des Münsters „unter der laube an offenem gericht" wurden Verträge abge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

schlossen und Ratsverordnungen festgelegt. An den, das Münsterportal flankierenden Strebepfeilern finden neugierige Besucher aus aller Welt den in die Wand eingelassenen eis. Stab, die Länge einer Freiburger Elle anzeigend, ferner Umrisse eines Zubermaßes, dann solche für Backsteine, Ziegel und Brotlaibe, — ein ganzes steinzeitliches Eichamt, ja sogar die Daten der zwei Freiburger Jahrmärkte oder Messen zieren in mittelalterlicher Minuskelschrift die innere Wandfläche des rechten Strebepfeilers.

Auch das alte Freiburg des Mittelalters besaß, wie alle andern Städte dieser Zeitepoche, seine Wahrzeichen. Jeder wandernde Handwerksbursche mußte sie gesehen haben, um andernorts beweisen zu können, daß er auf seiner Fahrt auch durch die Breisgaustadt gekommen war, denn das Wandern der Handwerksgesellen war anno dazumal eine zünftige Angelegenheit, die einen erzieherischen und allgemeinbildenden Zweck verfolgte. Kennzeichnend für das mittelalterliche Freiburg war der Spruch: Ein Münster ohne Dach, überall Brunnen und Bach. Bekanntermaßen wurde am Freiburger Münster jahrhundertelang gearbeitet und gebaut, so daß es eine zeitlang wohl ohne Dach gewesen sein konnte. Um 1450 gab es in der Stadt 30 bis 40 laufende Brunnen und überall in den Gassen schoß das Wasser der Bächlein lustig schwatzend durch die Runsen.

Diese Wahrzeichen waren aber zu allgemein bekannt und der Handwerksgeselle mußte sich schon bequemen, auf den Münsterplatz zu gehen, um in der Münstervorhalle unter den unzähligen dort vorhandenen Figuren den betenden Teufel mit Affenkopf, Menschenleib und Krallenfüßen zu suchen und am Schwabentor das über dem inneren Torbogen hockende, sich einen Dorn aus dem Fuß ziehende Männlein einprägsam betrachten, bevor er durch Schilderung des Gesehenen beweisen konnte, daß er die Breisgaustadt gesehen und in ihren Mauern geweilt hatte. Das Männlein am Schwabentor ist übrigens die einzige Plastik am ganzen Bau.

Die Zunft der Granitsteinschleifer und Polierer war, was irdische Güter anbelangte, eine der wohlhabendsten und bedeutendsten des Mittelalters. Dieses Gewerbe ernährte seinen Mann und brachte der Freiburger Stadtkasse reiche Einkünfte. Aber die Kehrseite der Medaille war, daß der zwangsläufig einreißende Leichtsinn und Uebermut das Frevelregister der Stadt mit den Namen der Schleifer und Polierer füllte, wobei sich vor allem der „Lange Balierer", ein baumlanger junger Mensch voll sprühenden Humors besonders ausgezeichnet haben soll.

Eine Zeitlang nahm er sich ein kleines, spindeldürres Männlein vor, das wahrscheinlich wegen seines „muckrigen" Benehmens und seiner Gestalt den Uebernamen „Mücke" trug, bis eines Tages die Mücke etwas tat, was keiner ihr zugetraut hätte: sie lief zum Kadi und verklagte den langen Spottvogel, dessen Freunde um ihn bangten, der sie aber nach altem Optimistenbrauch tüchtig auslachte. Der wohledle und gestrenge Rat der Stadt zitierte den Langen vor sein Gericht und zwar „zu standhafter verteidigung gerüstet". Aber der Lange ließ sich damit Zeit, ihm pressierte es garnicht. Eines Tages war es dann soweit, er hatte sein Erscheinen zugesagt. Die Richter, samt die vor Neugierde und ungestillter Rachsucht fiebernde Mücke, erwarteten gespannt den Frevler, wie er wohl zur „standhafften verteidigung gerüstet" erscheinen werde. Die Tür ging auf, der Lange erschien — und das Gericht lachte sich zum maßlosen Erstaunen der kleinen Mücke halb tot. Zur standhaften Verteidigung gerüstet hielt der Lange, mit ernstem Gesicht in der Rechten feierlich einen respektablen — — Mükkenwedel! Das Urteil der Richter aber soll unter brausendem Gelächter untergegangen sein.

Der Pfarrer mußte betteln gehn / Von Peter Creusheim

Als Prinz Eugen, „der edle Ritter", das Unglück hatte, in Ungarn in Gefangenschaft zu geraten, wurde der Hofrat Dr. Feiner als Generalauditor zu ihm ins Lager geschickt, um seine Befreiung zu erwirken. So unbegreiflich human war jene Zeit, daß man zwischen den Schlachten gerne die erprobtesten „Haudegen" unter den Gefangenen wieder austauschte, um in der Fortführung der Kriege nicht durch einen Mangel an Generälen behindert zu sein. Auch Hofrat Dr. Feiner hatte mit seiner Vermittelung Erfolg; Prinz Eugen, der Sohn einer Nichte Mazarins, erhielt die Freiheit wieder, und er bat seinen diplomatischen Fürsprech, sich eine Gunst auszubitten. „Ich will nichts für mich", sagte Feiner, „aber wenn einmal einer meiner Söhne in Not geraten sollte, würde ich froh sein, wenn er sich an Sie wenden dürfte, mein Prinz, und wenn Sie ihm dann beiständen." Der kleine bucklige Savoyer versprach es.

1715 war es so weit. Da lebte ein Pfarrer, der nichts zu beißen und zu brechen hatte, in dem Dörfchen Sulz bei Lahr, und weil all sein Flehen, man möchte ihn vor dem Verhungern bewahren, erfolglos war, wandte er sich an einen hohen Gönner. „Können Eure Exzellenz mir wohl die Adresse des Türkenbezwingers geben?" fragte er an. „Drei Jahre schon bin ich ganz trostlos und muß leiden, daß mir das Wasser gar zum Munde hereinläuft." — Es ist nichts davon bekannt geworden, daß er die Adrese bekommen hätte, geschweige denn, daß der „edle Ritter", der übrigens in diesen Jahren gerade wieder mit den Türken beschäftigt war und allmählich auf Belgrad zumarschierte, sich des Pfarrers von Sulz angenommen hätte. Franz Anton Feiner, der Sohn des diplomatischen Hofrates, hungerte sich noch durch weitere zwanzig Jahre hindurch, um endlich 1738 diese Welt, die für ihn wirklich ein Jammertal war, zu verlassen. Als er das Zeitliche gesegnet hatte, teilte der Oberamtmann von Mahlberg, wohin das Dorf Sulz damals gehörte, seiner baden-rastättischen Regierung mit: „Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht ist kund, welchen Todes der gewesene Pfarrer Feiner gestorben ist, weil seine Weltschmerzlichkeit allzu bekannt war. Nun ist er ehrlich begraben und sind die gewöhnlichen Exequien für ihn gehalten worden."

Also — die Weltschmerzlichkeit war allzu bekannt, — aber wie es zu dieser Hypochondrie, wie man das Leiden nannte, gekommen war, das verschwieg der brave Oberamtmann Dyhlin aus Zartgefühl. Ein Pfarrer der jahrelang auf Bettel angewiesen ist, weil er jahrzehntelang ohne sicheres Einkommen bleibt, kann schon Hypochonder werden. Und die Amtsmannschaft Mahlberg, die Verwaltungsstelle der hochfürstlichen Durchlaucht in Rastatt, hat wesentlich dazu beigetragen. Feiners Leben ist ein besonders krasser Fall für jene Epoche, in der die Gemeinden nach Beendigung der Religionswirren nicht wußten wo sie das Geld für ihre Pfarreien hernehmen sollten.

Auch die Gemeinde Sulz war in stetem Wechsel katholisch und protestantisch gewesen, bis der neu berufene Amtmann Olisy übrigens eine der interessantesten Figuren jener Zeit, die Mahlberger Kapuziner damit beauftragte, in Sulz zu predigen. Sie bekamen dafür, als sogenanntes Kirchengeschenk, aus dem Lahrer Stiftsgefälle Lebensmittel im Werte von 50 Gulden, später 75 Gulden zum Teil in bar, zugesprochen. Das Stift erhob zwar Protest, zahlte aber nichtsdestoweniger indem es die Freiwilligkeit dieser Zuwendung immer wieder betonte. In diese ungeklärten Verhältnisse geriet 1707 der junge Pfarrer Franz Anton Feiner; er erhielt eine Pfarre, für die kein etatsmäßiges Geld vorhanden war. Amtmann Olisy, der sein Leben lang zu Eigenmächtigkeiten neigte, wohl weil die Rastätter Regierung unentschlossen und saumselig war, und ihr Geld für andere Dinge brauchte, ließ ein neues Pfarrhaus bauen und erhöhte die Bezüge aus dem Lahrer Stift auf 105 Gulden und mancherlei gute Gaben des Feldes, auch wurde später die anwachsende Gemeinde Sulz veranlaßt, 75 Gulden Zuschuß zu bewilligen, doch blieb alles auf dem Papier, und selbst die Bauern von Sulz weigerten sich, auch nur 50 Taler zu geben, da sie dazu nicht verpflichtet seien. Die Regelung des unerquicklichen Streits erlebte der Pfarrer Feiner nicht mehr, — sie zog sich bis 1766 hin.

Die Klage- und Bittbriefe, die Franz Anton Feiner im Laufe seiner Hungerjahre verfaßte, zählen nach Dutzenden und sind an das Oberamt in Mahlberg, an die Markgräfin Franziska Sibylla und verschiedene Behördenstellen gerichtet. Bis 1712 gingen die Zahlungen einigermaßen zufriedenstellend ein. Bald darauf wandte sich indessen Feiner an Franziska Sibylla: „Die Fürstin wird nicht länger gestatten", schrieb er, „daß mir mein Brot so schwer gemacht wird und ich als unwürdiges und unschuldiges Landeskind, in den Bettel soll gejagt werden." Er bettelte bei den Geistlichen der anderen Dörfer und in benachbarten Klöstern. „Ich habe wirklich weder Brot noch Wein noch Geld im Haus", heißt es in einem andern Gesuch. Einmal fügte der Oberamtmann Olisy hinzu: „Der arme Pfarrer von Sulz hat mir die Bittschrift mit weinenden Augen übergeben, entweder muß man ihn bezahlen — oder ihn fortschicken." Und dann: „Er lebt elend und steckt voller Schulden, so daß er sich nicht zu helfen weiß." — Weiterhin zeichnete Feiner auf: „Bin vielmals ganz kleinmütig im Felde herumgelaufen, um Hilfe und Rat zu suchen." — Als er einmal glücklich 50 Taler aufgetrieben und Einkäufe gemacht hatte, überfiel der ausländische Feind das Dorf und raubte ihn wieder aus.

Einmal hat er zwei Jahre lang keinen Heller bekommen; in seiner Verzweiflung schrieb er: „Ich kann nicht länger würgen und am Hungertuch nagen." Und zwei Jahre später: „Ich hätte gewünscht, daß Gott allem ein Ende gemacht hätte, aber ich kann Gott nichts vorschreiben." . . . Es war just jene Zeit, in der man in Rastatt die prunkvolle Schloßkirche baute, nachdem Franziska Sibylla gerade das Lustschloß Favorite fertiggestellt hatte . . . Als Feiner siebenundzwanzig Jahre amtiert hatte, erinnerte er sich schmerzlich: „Solange also würge und sorge ich schon auf dieser armen elenden Pfarrei." Selbst für gelegentliche Reparaturen am Pfarrhaus mußte er sich Geld leihen; alles in allem beliefen sich im tiefsten Stande seine Schulden auf 739 Gulden.

Joseph Viktor Scheffel und der Hohentwiel

Zum 125. Geburtstag des Dichters des „Ekkehard"

Eine an geschichtlichen Erinnerungen besonders reiche Landschaft unserer badischen Heimat ist der Hegau, das Einbruchsgebiet zwischen dem Schwäbischen und dem Schweizer Jura, das die Brücke zwischen Schwarzwald und Bodensee bildet und durch die von vulkanischen Gewalten emporgetriebenen Kegelberge seine besondere Prägung erhält. Der beherrschende Mittelpunkt dieses Gebietes aber ist der zwar nicht höchste, aber massigste dieser Berge, der burggekrönte, sagenumsponnene Hohentwiel. Mannigfaltig sind seine Schicksale von den Zeiten des Mittelalters an, wo er drei Jahrhunderte der Sitz der Herzöge von Schwaben, darunter der verwitweten Herzogin Hadwig war, über die ruhmvoll abgewehrten Belagerungen des Dreißigjährigen Krieges und die unrühmlichen Zeiten, wo er, ähnlich dem Hohenasperg, als württembergisches Staatsgefängnis diente, bis zur Kapitulation und Schleifung im Jahre 1800. Für den heutigen Besucher verbindet sich der Reiz der von reichem Grün umsponnenen, umfangreichen Ruinenwelt mit der einzigartigen Fernsicht über die leuchtenden Flächen des Bodensees mit seinen altertümlichen Städten bis zu den gewaltigen Ketten der Alpen, aus deren vorderster Linie das graue Haupt des Säntis den Blick auf sich zieht.

An einem Vorfrühlingstag im April 1854 näherte sich dem Twiel der achtundzwanzigjährige, wanderfrohe Joseph Viktor Scheffel, der, obwohl gebürtiger Karlsruher, mit der Gegend und ihrer Geschichte wohl vertraut war, nicht zuletzt durch die Erzählungen seiner Großmutter Katharina Krederer, die im benachbarten Rielasingen beheimatet war. Er stand im Vollgefühl seines ersten Dichterruhmes, den er wenige Monate zuvor mit seinem „Trompeter von Säckingen" errungen hatte, dem abenteuerlichen Sang von dem verwiesenen Heidelberger Rechtsstudenten Werner Kirchhofer, der mit seiner Trompete in die Welt zieht und sich die Liebe des adligen Fräuleins und die Gunst ihres Vaters erbläst. Jetzt trug sich der Dichter mit dem Plane eines kulturgeschichtlichen Romans, der im 10. Jahrhundert im Bodenseegebiet spielen und die verwitwete Herzogin Hadwig und den Mönch Ekkehard von St. Gallen zum Mittelpunkt haben sollte. Scheffel hatte soeben in der weltberühmten Bibliothek dieser Abtei die alten Chroniken und Urkunden zur Geschichte jener Zeit eingesehen und nahm jetzt für einige Wochen auf dem Schulzenhof am Twiel Wohnung, um in der Nähe der historischen Stätten an die Ausarbeitung des Planes heranzugehen. In der Tat kam die Arbeit in jenen herrlichen Frühlingswochen so in Fluß, daß er das Werk bis zum Herbst des Jahres abschließen konnte. Das geschah in der Einsamkeit des hohen Säntis beim Wildkirchlein, dort wo er seinen Ekkehard in der erhabenen Bergwelt bei dichterischem Schaffen gesunden läßt.

Wie bei seinen anderen Werken hat Scheffels dichterische Phantasie auch hier aus dem unmittelbaren Erlebnis der Landschaft die Kraft gesogen, die ihn befähigte, aus lebendiger Natur lebensvolle Gestalten erstehen zu lassen. Darauf beruht die Wirkung, die der Roman nach fast hundert Jahren noch heute, besonders auf jugendliche Leser, ausübt. Mag auch strengere Kritik manche Ausstellungen zu machen haben an geschichtlichen Ungenauigkeiten und Anachronismen z. B. dem Weihnachtsfest mit Tannenbaum und Gabentisch — oder an der ziemlich einseitigen Schilderung des Mönchslebens, wir erhalten im ganzen ein unübertreffliches Kulturbild jener herben Frühzeit des 10. Jahrhunderts. Wir erleben jene Menschen in ihrer damaligen Kleidung und ihrem Schmuck, lernen den Betrieb von Wissenschaft und Schule kennen, die Ausübung des Handwerks, der Malerei und der Musik, auch den Stolz der Klöster; ihre Kirchen- und Bücherschätze.

Abschließend sei noch bemerkt, daß in die unglückliche Liebe der Herzogin und des Mönchs auch persönliche Schicksalserlebnisse des Dichters eingegangen sind: die unglückliche, unerwiderte Liebe des Dichters zu seiner Base Emma Heim, die kurz zuvor einem anderen ihre Hand gereicht hatte.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich Scheffels dichterische Pläne später noch einmal dem Hegau zuwandten, u. z. war es der Hohenkrähen, um den seine Gedanken kreisten. Er sollte den Schauplatz abgeben für ein komisches Heldengedicht, in dessen Mittelpunkt die Belagerung des Berges durch den bekannten Landsknechtsführer Jörg von Frundsberg vom Jahre 1512 stehen sollte. Wie so vieles, was der Dichter später plante, ist auch dieses Werk nicht zur Ausführung gekommen.

Dr. Wolfgang Hartmann, Achern.

Der Wälder-Papagei / Von Balthasar Mooser

Unter dem „Wälder" will, wie er sich gerne angesprochen hört, der Schwarzwälder verstanden sein. Natürlich ist der Papagei des Schwarzwälders kein echter Repräsentant seiner Gattung. Aber wen erinnerte der Kreuzschnabel, wenn er in seinem Käfig herumklettert unter Benützung des Schnabels, dem er seine Bezeichnung verdankt, nicht an die Art der Papageien?

Früher, sagen wir, vor zwanzig, dreißig Jahren, kam man kaum in eine Bauernstube im Hochschwarzwald, in der nicht meist zwei, drei kleine Käfige hingen, in denen Kreuzschnäbel unermüdlich umherkletterten. Der alte Brehm erzählt, daß sein Vater den Kreuzschnabel den „Zigeunervögeln" zugezählt habe: „Wie das merkwürdige Volk, dessen Namen sie tragen, erscheinen sie plötzlich in einer bestimmten Gegend, verweilen hier geraume Zeit, sind vom ersten Tage an heimisch, liegen auch wohl dem Fortpflanzungsgeschäfte ob und verschwinden ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind. Ihre Wanderungen stehen in einem gewissen Einklang mit dem Samenreichtum der Nadelwaldungen, ohne daß man jedoch eine bestimmte Regel feststellen könnte. Sie können jahrelang fehlen und dann wieder in Menge auftreten. Nur ihr Aufenthalt ist bestimmt, ihre Heimat unbegrenzt. Wenn in großen Waldungen der Fichten- oder Kiefernsame wohl geraten ist, hört man das wohlbekannte „Göp, göp, gip, gip" oder „Zock, zöck". Oder man vernimmt in günstigerem Falle auch den sehr angenehmen Gesang des Männchens. Das bedeutet, daß die Kreuzschnäbel angekommen sind und sich häuslich eingerichtet haben . . ."

Der Vogel ist von auffallend gedrungenem Bau. Die scharfen hakenförmigen Spitzen des Schnabels greifen, seitwärts gedrückt, übereinander, kreuzen sich also. Das Werkzeug dieses Schnabels dient dem Kreuzschnabel beim Klettern wie beim Entschuppen der Tannenzapfen, um der Samen habhaft zu werden. Er ist ein ungemein brauchbares Instrument, dieser so charakteristische Schnabel, der im übrigen auch in den Legenden um den seltsamen Vogel eine Rolle spielt. Der Kreuzschnabel hatte versucht, die Nägel am Kreuze Christi herauszuziehen, und dabei sei der Schnabel verbogen worden. Die Männchen haben eine gerötete Brust, die vom Blute der Hände Jesu herrühren soll. Die Weibchen sind grau und grünlich gefärbt.

In unseren Waldlandschaften kommt vor allem der Gemeine oder Fichten-Kreuzschnabel, auch Christ-Vogel oder Tannen-Papagei (Loxia curvirosta) vor. Er nistet wohl vor allem im Winter und brütet in der Zeit zwischen Januar und April. Aber wo die Futterlage günstig ist, vermehrt er sich wohl auch einmal im Sommer. Man hält es für möglich, daß in guten Samenjahren er mehrfach nistet. Das Nest selbst legt er hoch oben in alten Fichten an und verbirgt es geschickt durch Nadelbüschel, in die er es hineinsetzt. In der Freiheit sind die Kreuzvögel gesellige, muntere Geschöpfe. Kräftig von Wuchs, ertragen sie auch erhebliche Kälte, d. h. die Kälte vermag ihnen überhaupt nichts anzuhaben. In Gefangenschaft gibt zwar der Kreuzschnabel seine Neigung zum muntern Klettern nicht auf, wird aber meist nicht sehr alt. Wie er nur da und dort noch in Bauernhöfen zu finden ist, so fällt er auch in unseren Wäldern nicht mehr so häufig ein, wie das früher der Fall war. Oder will das einem nur so scheinen?

Volksglaube und Volksaberglaube hat der Wälder-Papagei von je her stark bewegt. Er heißt da und dort „Gichtvogel", weil man meint, ein Läppchen, das in seinem Trinkwasser genetzt sei, vermöge bei den Kindern die „Gichter" zu vertreiben. Auch vor Gewitter und Behexung sollen Höfe geschützt sein, in denen Kreuzschnäbel im Käfig gehalten werden.

Rezepte

Von Ludwig Aurbacher

Ein Quacksalber, wie es deren viele gibt, wollte einem Hufschmied vom Fieber helfen. Es wurde aber täglich schlimmer, so daß der Mann ganz von Kräften kam. Da fiel dem Kranken ein, er wolle einmal wieder nach Herzenslust Sauerkraut essen. Und er aß, und wurde besser. Als dies der Quacksalber erfuhr, schüttelte er den Kopf, mußte es aber doch gut sein lassen; und er trug in sein Arzneibuch ein, wie er denn zu tun pflegte, und schrieb: „Sauerkraut gut für's Fieber." Nicht lange darauf geschah, daß ein Schneider das Fieber bekam. Dem verordnete der Quacksalber sogleich Sauerkraut. Und der Schneider starb. Der Quacksalber schüttelte den Kopf, mußte den Schneider aber doch tot sein lassen. Und er schrieb in sein Rezeptbuch: „Sauerkraut gut für Hufschmiede, aber nicht für Schneider."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg